

**Susanne
Fröhlich**
Ausgemustert

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe Februar 2020
Knaur Hardcover
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: Isabella Materne
Coverabbildung: shutterstock / studiostoks
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-22707-7

2 4 5 3 1

Für M. aus B.



Ich stehe mit drei vollgepackten Tüten auf dem Parkplatz eines Discounters, als mir eine Taube auf den Kopf kackt. Einfach so. Aus heiterem Himmel.

Eine gute Stunde später bin ich Single. Nach zwanzig Jahren Ehe. Abserviert. Ausgemustert. Und das alles mit einem Rest Taubenkacke im Haar.

Zusammengefasst: ein richtiger Scheißtag.

Ich bin siebenundvierzig, habe irgendwas Ekliges im Haar und keinen Mann mehr.

Es passe nicht mehr. Schon seit Längerem. Er habe sich weiterentwickelt. Ich sei irgendwie stehen geblieben.

Bla bla bla. Während er am Esstisch sitzt und redet, räume ich sein verzuckertes Lieblingsmüsli in den Schrank. Sollte ich es ihm besser direkt in die Hand drücken? Ihm damit den Mund stopfen? Wo soll das alles hinführen? Was will er? Braucht er hier denn überhaupt noch Müsli?

Ich hätte ihm den Text für meinen Abgesang schreiben können. Sonderlich originell war er halt noch nie. Nicht mal jetzt, beim Schlussmachen, strengt er sich an. Wozu auch? Warum hinten raus noch mal was ändern? Ist im Ergebnis sowieso egal. Die Botschaft bleibt ja gleich. Egal, wie hübsch man sie verpackt.

Ich habe nicht mal geweint. Auch nicht geschrien. Jedenfalls nicht sofort. Ich war in einer Art Schockstarre, habe mechanisch weiter Lebensmittel einsortiert und überlegt, wie ich die Taubenkacke aus meinem

Haar kriege. Er und seine Litanei vom »Auseinandergelebthaben« waren eine Form von Hintergrundgeräusch. Ein unangenehmes Rauschen. Worttinnitus. Die Aussage war schnell deutlich und eindeutig: keinerlei Verhandlungsspielraum. Er hat entschieden und verkündet nur das Urteil. Kein »Wir müssen reden«, nur ein: »So ist es halt«. Er teilt mir einen Beschluss mit. Seinen.

Ausgedient. Fertig. Ende.

Er gehe. Lasse mir das Haus. Zunächst mal. Dauerhaft gehe das finanziell natürlich nicht. Wieso eigentlich *natürlich*? Aber: Man werde eine Lösung finden. Bla bla. Erwartet er jetzt noch Dank? Dank dafür, dass ich in unserem Haus bleiben darf? Dank dafür, dass er mich nicht direkt auf die Straße setzt?

Er würde seit Jahren darüber nachdenken. Seit Jahren will er gehen und hat nicht einmal auch nur eine Andeutung gemacht. Was heißt das: seit Jahren? Zwei, vier, zehn Jahre? Was für ein mieses, feiges Arschloch. Wie lange ist er mental schon auf dem Absprung? Was war das dann in den letzten Jahren? Ehetheater? Ausharren wegen mangelnder Alternativen? Spielt das überhaupt eine Rolle? Ist es im Ergebnis nicht eh egal?

»Warum jetzt?«, frage ich trotzdem. »Wie heißt sie?«, schiebe ich hinterher. Männer gehen nicht, ohne eine Anschlussfrau zu haben. Dazu sind sie zu faul. Zu bequem. Klingt nach verdammtem Klischee, stimmt aber meistens. Warum sollte er anders sein? Er zuckt. Ich habe einen Nerv getroffen. Das spiele keine Rolle, behauptet er. Habe nichts damit zu tun. »Name?«, sage ich und starre ihn an. Er wird tatsächlich einen Hauch verlegen. Irgendwo tief in ihm drin scheint noch so et-

was wie Schamgefühl zu sein. Oder ist es nur Verlegenheit? Er holt tief Luft, schaut mich nicht an.

»Nina«, antwortet er.

Nina. Wie profan. Ich werde für eine Nina verlassen. Wie nett und harmlos dieser Name bis eben geklungen hat. »Kenne ich sie?«, will ich wissen.

Er schüttelt den Kopf.

»Wie alt ist diese Nina?«, frage ich weiter.

»Das tut doch nichts zur Sache«, sagt er und läuft rot an.

Also ist sie jung. Auf jeden Fall jünger als ich. Nina heißen junge Frauen. Frauen, die um die dreißig sind. Frauen in unserem Bekanntenkreis heißen Petra, Heike, Angelika oder Sabine. Astrid, Claudia oder Christiane. Oder Ulrike. Wie ich. Nicht Nina. Aber am Ende ist es egal. Er geht. Wohin und mit wem ist nebensächlich. Trotzdem merke ich, wie ich in meiner Rundherum-Demütigung wütend werde. Warum höre ich mir das an? Eine Nina. Seit Jahren denkt er darüber nach, mich zu verlassen. Und jetzt ist da Nina, und er traut sich. Ich war besser als nichts, aber Nina ist besser als ich. Wie lange das wohl schon geht?

»Ich muss meine Haare waschen!«, sage ich und drehe mich weg. Ich will mir das nicht mehr antun. Nicht mehr anhören. Wozu auch? Damit die Taubenkacke noch gründlicher eintrocknet? Damit er sich besser fühlt? »Ich habe verstanden«, sage ich und versuche, mich zusammenzureißen, bis ich aus seinem Sichtfeld bin.

»Das ist typisch. Diese Äußerlichkeiten. Das hier ist doch wirklich wichtiger als deine Scheißhaare«, ruft er mir hinterher und »Lass es mich halt erklären!«

Wozu, denke ich? Soll ich noch Absolution erteilen? Verständnis zeigen? Und wieso eigentlich Scheißhaare?

Ich stehe seit dreiundzwanzig Jahren das erste Mal als Single unter der Dusche. Muss ich mir ab jetzt die Schamhaare rasieren? Was wird unsere Tochter sagen? Wer wird es ihr sagen? Wie soll ich so leben?

Ich dusche mehr als eine halbe Stunde. Versuche, alles abzuwaschen. Dieses aufkommende Gefühl von totaler Einsamkeit. Ich schrubbe an meiner Haut. An meinen »Scheißhaaren«. Manisch geradezu. Als könnte ich so alles loswerden. Ungeschehen machen. Ich will das nicht: die Taubenkacke, die Schmach, den Verlust, die Kränkung. Ausgemustert. Aussortiert. Abgelegt. Ich bin im wahrsten Sinne des Wortes angeschissen.

Ich denke an den Satz meiner verstorbenen Oma: Man muss das Gute im Schlechten sehen! Aber hat sie nicht auch gesagt: Alles hat seine Zeit, nur die alten Weiber nicht.

Bin ich alt? Ein altes Weib? Ich gucke an meinem Körper hinunter. Jung sieht anders aus. Definitiv. War es das für mich? Abserviert. Jetzt muss ich doch weinen. Aber ist es aus Kummer oder aus Wut? Ist es Enttäuschung, Traurigkeit oder schlicht Angst? Sorge um meine Existenz?

Wie soll das weitergehen? Wo soll ich hier das Gute sehen? Wie soll ich so leben?

Scheißkerl. Scheißnina. Scheißtag. Scheißtränen. Ich sitze auf dem Boden der Dusche. Das Wasser läuft über mich. Ich weine. Am liebsten würde ich einfach

für immer hier sitzen bleiben. Das heiÙe Wasser über mich laufen lassen. Oder den Tag zurückspulen.

Heute Morgen war noch alles gut. Kein ekstatischer Zustand, aber eben wie immer. Stabil, verlässlich, normal. Wer erwartet mehr nach so langer Zeit? Stabilität ist doch schon viel. Vor allem gibt Stabilität Sicherheit.

Und dann entscheidet ein anderer Mensch über meinen Kopf hinweg, dass mein Leben so nicht mehr stattfindet. Ich werde in ein mir fremdes Universum katapultiert. Rausche ungebremst in die Unsicherheit. Ohne dass mich einer fragt. Ohne dass ich den Stoppknopf drücken kann. Ohne dass ich auch nur ein Mitspracherecht habe. Darf der das mit mir machen? Durch mein Hirn rasen die Fragen.

Trotzdem fühle ich mich leer. Allein. So wird es ab heute immer sein. Jeden Tag, jede Nacht. Ich bin allein. Allein. Allein. Allein.

Als ich in die Küche zurückkomme, ist er weg. Ich werfe noch im Bademantel, mit nassem Haar, sein Müsli, das ich eben in den Schrank geräumt habe, in den Müll. Kindisch. Ich weiß. Aber eben auch nicht mehr meine Zuständigkeit. BeschlieÙe, jedwede Dienstleistung ab sofort einzustellen. Könnte ihm das Müsli natürlich für Nina mitgeben. Souverän und erwachsen. Aber genau darauf habe ich so gar keine Lust. Wozu auch? Was bringt es mir, gefasst zu sein? Soll sie doch Müsli kaufen, seine Unterhosen waschen und sein Fingerknacken aushalten. Sein Schnarchen, seine Besserwisserei, seine Angeberei. Dieses permanente »siehste«. Vielleicht lässt sie sich gern die Welt erklären. Hängt an seinen Lippen. Etwas, was mir zu-

nehmend schwerer gefallen ist. Ist das das große Plus der jungen Frauen?

Wo wohnt diese Nina wohl? Will er da jetzt einziehen? Hat er längst eine Zahnbürste dort stehen? Sitzen die jetzt zusammen und trinken Champagner? Prosten sich zu und stoßen darauf an, dass er endlich alles gesagt hat? Dass die Verhältnisse geklärt sind? Seine.

Meine waren nie ungeklärt. Ich bin siebenundvierzig Jahre alt, und mein Mann hat mich verlassen. Das sind die Fakten, und sie sind verstörend. Ich fühle mich ausgeweidet. So, als hätte man mich lebendig ausgenommen, als hätte man ein Messer in mich gebohrt und es wieder und wieder hin und her bewegt. Ich verblute bei vollem Bewusstsein. Der Schmerz scheint überall zu sein. Ist nicht lokalisierbar. Kopf, Bauch, Herz.

Das Telefon klingelt. Ich sehe die Nummer im Display. Es ist meine Mutter. Schon immer hatte sie ein grandioses Gefühl für Timing. Ich habe keine Lust, mit ihr zu sprechen, nehme aber trotzdem, als wär's ein Reflex, den Hörer ab.

»Du klingst seltsam!«, sagt sie.

»Ich kann jetzt nicht«, antworte ich knapp. Ein Gespräch mit meiner Mutter ist so ziemlich das Letzte, wonach ich mich sehne. Wein. Wein wäre gut. Viel Wein. »Ich melde mich die Tage«, füge ich noch hinzu und öffne den Kühlschrank. Mit Sicherheit ist meine Mutter nun beleidigt. Aber darauf kommt es auch nicht mehr an. Ich habe keine Lust auf ihre Kommentare und ziehe den Stecker vom Festnetz.

Mein Mann ist weg.

Ich nehme den Korkenzieher und öffne die Flasche. War das jetzt der Monolog zum Auszug? Oder nur die Vorwarnung? Kommt er wieder? Bleibt mir Zeit, um das alles ins Lot zu kriegen? Habe ich überhaupt noch so etwas wie eine Chance? Gibt es Verhandlungsspielraum? Es hat sich nicht danach angehört. Das war kein »Du – wir müssen reden«.

Will er mit dieser Nina hier leben? Wird sie auf meinem Sofa sitzen, in meinem Bett liegen, meine Küchenschränke neu sortieren? Sich hier einnisten und jegliche Spuren von mir tilgen?

Wo ist er hin? Ich schütte das erste Glas Wein in mich hinein. Mit Trinken hat das kaum mehr was zu tun. Egal. Es geht um Trost. Ich will mit niemandem sprechen. Keine Ratschläge oder Mitleid, vor allem kein Mitleid. Wozu auch? Mitleid ist ja oft nur eine Form von: Uff, gut, dass das nicht mir passiert ist ...

Oder purer Voyeurismus, gepaart mit diesem »Uff-Gefühl«.

Ich gieße nach. Und ich weine. Nicht nur um ihn, sondern vor allem um mich. Ich weine und ich trinke. Ich trinke und weine. Zu mehr habe ich weder Lust noch Kraft.

Soll er doch zu dieser verdammten Nina. Knut. Knut und Nina. Nina und Knut. Fickt euch. Das werden sie mit Sicherheit, schießt mir durch den Kopf. Wahrscheinlich gerade eben. Ob er bei ihr auch so seltsame Geräusche beim Orgasmus macht? Dieses Ahahahohoh. Das sich langsam steigert und in eine Art Tiergrunzen mündet. Das ich wahrscheinlich nie mehr hören werde.

Ich wünsche euch nur das Allerschlechteste. Knut

und Nina. Was will diese Nina mit Knut? Einem älteren Gebrauchtmann mit Anhang. Kann die nichts Besseres bekommen? Was denken sich diese Frauen? Denken die überhaupt je an die andere? An das, was sie anrichten? Oder denken sie einfach nur »Wenn ich es nicht bin, ist es eine andere, also was soll's«? Haben sie damit vielleicht sogar recht? Spielt es eine Rolle für mich, ob es eine Nina oder eine Laura ist? Auch wenn es keine Rolle spielt, würde ich sie gerne sehen. Wissen, was an ihr so viel toller ist als an mir.

Was das Timing angeht, war Knut schlau. Kein Kind zu Hause. Niemand außer mir, der vorwurfsvoll gucken kann. Bis Anna, unsere Tochter, wieder da ist, wird die Alte, und das Bittere ist, die Alte bin ich, sich schon abgeregt haben. Da ist das Größte erledigt. Ausgestanden.

Anna ist in Kanada. Schön weit weg. Auslandsjahr. Vor Weihnachten ist sie nicht zurück. So hat er ein gutes halbes Jahr Luft. Ich hatte mich auf diese Kinderzeit gefreut. Gedacht, es könnte uns guttun. Ihm hat es anscheinend gutgetan. Mehr als das. Hat ihn geradezu beflügelt. Er bricht auf zu neuen Ufern. Ich muss tatsächlich lachen. Ein bitteres Lachen. Warum habe ich nicht gemerkt, dass er eine andere Frau hat? War ich nicht immer eine dieser Frauen, die dachte, »so was« merkt man doch? So blöd kann man doch nicht sein. So naiv. Dinge, mit denen man nicht rechnet, die man nicht für möglich hält, bemerkt man vielleicht nicht. Ich habe unsere Beziehung nie infrage gestellt. Wieso auch? Wir hatten doch keinen Streit. Keine Diskussionen. Es lief doch. Klar, mit dem Sex war es nicht mehr so wie zu Beginn. Aber wo ist das schon

so? Zeit und Alltag killen den Sex. Sukzessive. Man kennt sich halt. Da ist nicht mehr viel Raum für Aufregung. Wozu auch? Alles zu seiner Zeit. Dann und wann hatten wir durchaus Sex. Ist das ein Grund? Zu wenig Sex? Braucht die Langstrecke eben auch Aufregung und Geheimnis?

Wäre das mein Job gewesen? Für mehr Sex zu sorgen? Sind da nicht beide gefragt? Hat er uns beide gevögelt? Abends mich und in der Mittagspause sie?

Ich trinke den nächsten Schluck direkt aus der Flasche und überlege, wann wir das letzte Mal so richtig gevögelt haben. Ist es drei Wochen her oder doch eher vier? Es war auf jeden Fall ein Sonntagabend. Der Tatort war langweilig. Wieder mal. Wie so oft in letzter Zeit. Da haben wir beschlossen, früh zu Bett zu gehen. Und weil es zu früh zum Schlafen war, hatten wir Sex. Einfach mangels Alternative. Knut liest nicht. Hat er nie gerne gemacht. Schnellen Sex, routinierten Sex, nichts Wildes. Nichts Aufregendes. Vögeln war das nicht. Beischlaf vielleicht. Rein, raus – fertig. Langweiler-Sex. Harmloser Sex. Man kennt sich halt. Weiß, welche Knöpfe man drücken muss. Man spult ein Programm ab. Hofft, dass die Erektion hält. In letzter Zeit gab's da immer mal Probleme bei Knut. Ist halt so, habe ich gedacht. Alterserscheinung eben. Auch die Potenz unterliegt einer gewissen Altersermattung. Materialermüdung. Soll doch diese Nina jetzt gucken, wie sie sein Ding bei Laune hält. Nicht mehr mein Job. Ob ich je wieder Sex haben werde? War's das für mich? Kann ich den Laden da unten dichtmachen? Hat das nicht irgendwer neulich gesagt? Ich glaube, Jane Fonda war

es. Aber die ist einundachtzig Jahre alt! Vierunddreißig Jahre älter als ich. Rausche ich nun in die sexuelle Frühpensionierung? Thema erledigt? Würde mir der Sex fehlen? Ist Sex wichtig für mich? Fragen, die ich mir bisher nie gestellt habe. Wieso eigentlich nicht? Wird es Zeit, dass ich mir diese Fragen stelle?

Nicht heute, denke ich, nicht heute. Irgendwann. Das mit dem Sex ist jetzt meine geringste Sorge.

Es ist mein freier Tag. Gut abgepasst von Knut. War das Strategie? Genau geplant? Wahrscheinlich. Wie stellt er sich das mit dem Arbeiten vor? Soll ich morgen im Autohaus am Empfang stehen, als wäre nichts passiert? In seinem beschissenen Autohaus, auf das er so wahnsinnig stolz ist.

Knut ist Geschäftsführer in einem großen Autohaus. Luxussegment. Das ist ihm wichtig. »Ich bin ja nun kein Skodatyp!«, betont er gerne, grinst breit und zeigt seine irre teuren, einen Tick zu weißen Jacketkronen. Seit zehn Jahren arbeite ich auf Vierhundertfünfzig-Euro-Basis mit. Das war es dann wohl auch mit meinem Job, fällt mir ein. Kein Mann. Keine Arbeit. Ob er mir auch das Auto nimmt? Ich nehme den nächsten Schluck.

Sehe mich schon als verarmte Katzenfrau in irgendeinem kleinen zugemüllten Loch hausen. Rüdige Katzen und ich. Ungepflegte, zauselige Tiere, ewig maunzend, mit verklebten Augen, zu dünn, und daneben ich, ebenso ungepflegt, mit herausgewachsenem Haaransatz und abgeplatzttem Nagellack. Zu dick, teigig, wabbelig und bleich. Aufgedunsen. In einer müffigen winzigen Bude, die den Namen Wohnung nicht

verdient. In der es immer streng nach Katze riecht. Eben noch die Ehefrau eines erfolgreichen Geschäftsmannes, und im nächsten Schritt ist alles weg. Und das nur, weil er es so entschieden hat.

Aschenputtel mal umgekehrt. Der rasante Abstieg der Ulrike S.

Die Flasche ist leer. Was mache ich mit diesem beschissenen Tag? Überlege, ob ich jemanden anrufe. Eine Freundin. Meine Schwester. Meine Tochter. Unsere Tochter. Oder sogar meine Mutter. Einen meiner Brüder? Wäre das nicht normal? Sein Leid teilen. Darüber reden. Anteilnahme suchen. Mitleid erhaschen. Die anderen aufhetzen? Solidarität verlangen? Komischerweise will ich nicht. Ich habe keinerlei Sprechbedarf. Solange ich nicht darüber rede, ist es auch nicht, denke ich. Wie ein Kind, das sich beim Versteckspiel die Augen zuhält und glaubt, dann wird es nicht gesehen. Ich will mich vergraben. Will das alles auslöschen. Die Lebens-Delete-Taste drücken. Meine alternative Löschmethode: Wein. Die Decke über den Kopf ziehen und schlafen. Die ganze Scheiße einfach wegschlafen und wegtrinken.

Genau das mache ich. Ich lege mich frisch geduscht, frisch beduselt und weinschwer ins Bett. Sicherheits halber öffne ich eine weitere Flasche und nehme noch einen großen Schluck. Ein Teil landet auf der Bettdecke. Egal.

Ich wache auf, und es ist dunkel draußen. Und nach wenigen Sekunden auch in mir. Was für ein klischeeartiger Gedanke. Aber es ist genau so. Oder es fühlt sich

so an. Dunkel. Ohne das sprichwörtliche Licht am Horizont.

Schlagartig ist mit dem Wachsein alles wieder da. Im Haus ist es ruhig. In meinem Bett ist kein Knut. Ich bin allein. Verlassen. Ausgemustert. Abgelegt. Mein Kopf schmerzt. Mein Herz auch. Dass ich so was überhaupt denke. Ich bin keine große Romantikerin, obwohl ich das mal war. Aber die Zeit killt Romantik. Macht sie zu einem überflüssigen Accessoire, das sich als nicht alltagstauglich erweist. Deko halt. Teelicht des Lebens. Nichts, was man braucht. Jetzt schon gar nicht.

Alles tut mir weh. Ich bin ein einziger großer Schmerz. Tue mir selbst so unendlich leid. Das habe ich doch nicht verdient. Wie soll es weitergehen? Ich will wieder abtauchen. Will diese Gedanken nicht. Will einfach weiterleben wie bisher. Auf meinem Nachttisch steht die offene Weinflasche. Ich nehme einen Schluck. Und noch einen. Irgendwann schlafe ich wieder ein. Zum Glück.

Als ich aufwache, ist die Nacht rum. Draußen zwitschern die Vögel. Es kommt mir falsch vor. So fröhlich. So unschuldig. So wie immer. Dabei ist nichts wie immer.

Meine erste Nacht als verlassene Ehefrau. Viele werden folgen, denke ich. Das ist jetzt mein Leben. Ich habe einen pelzigen Geschmack im Mund, Zahnputzen wäre gut. Aber wozu und für wen? Es ist 7 Uhr, und in einer Stunde sollte ich im Autohaus stehen. Sollte. Ich kann das nicht. Diese Idioten anstrahlen. Knut wird da sein. Und all die anderen. Wissen die längst Bescheid? Lachen die seit Wochen über mich?

Reden die seit Monaten hinter meinem Rücken? Hat er längst alle informiert?

Schmerz ist das eine, dazu kommt die Demütigung als stiller fieser Begleiter mit einem permanenten kleinen süffisanten Lächeln auf den Lippen. Das habe ich nicht verdient. Ich will das nicht. Ich werde mich krankmelden. Schließlich fühle ich mich auch so. Ich werde einfach im Bett bleiben. Am besten für immer. Ich werde mit meiner Matratze verwachsen. Solange ich hier liege und mit niemandem rede, ist es auch nicht. Ich werde es ignorieren. Nicht aussitzen, sondern ausliegen. Vielleicht merkt Knut ganz schnell, was das für eine beschissene Idee war. Vielleicht geht jetzt in den nächsten Minuten schon unsere Schlafzimmertür auf, und er gesteht mir seinen Irrtum. Sagt, wie leid es ihm tut. Dass er verwirrt war. Dumm. Dass er mich noch liebt und sich anstrengen wird. Dass er hofft, ich verzeihe ihm. Die Schlafzimmertür bleibt zu. Das ist albernes Wunschdenken, weise ich mich selbst zurecht. Ich nehme einen Schluck Wein. Er ist warm. Egal. Es geht nicht um den Geschmack, es geht um die Wirkung. Aufstehen, Kaffee kochen und unter die Dusche springen wäre vernünftiger. Aber wozu vernünftig sein? Ich habe alles Recht der Welt, einfach zu liegen und zu trinken. Wenn nicht jetzt, wann dann? Mehr Grund geht ja kaum. Außerdem, was soll mir Vernunft in dieser Lage bringen? Es interessiert im Zweifel sowieso niemanden, was ich tue. Vernunft wird insgesamt überschätzt. Es heißt ja oft: Man sollte in jeder Situation sein Gesicht wahren. Aber wozu eigentlich? Für wen? Was bringt mir das? Selbstachtung? Wo soll ich die hernehmen?

Ich rufe nicht im Büro an, schicke stattdessen einfach nur eine knappe Nachricht: »Hallo, wegen Magen-Darm kann ich heute und vermutlich auch die nächsten Tage nicht kommen.« Das sollte reichen. Immerhin bin ich – wenigstens offiziell – noch die Frau vom Chef. Ich sehe, dass meine Mutter mir eine WhatsApp geschickt hat. »So nicht. Nicht in diesem Ton. Ich bin deine Mutter, nicht irgendeine Angestellte.« Es ist mir egal. Darum kann und will ich mich jetzt nicht kümmern. Ich schicke ein »Entschuldige«, und danach schalte ich mein Handy aus. Etwas, was ich normalerweise niemals tue. Es könnte ja was mit meiner Tochter sein. Oder mit meiner Mutter. Jetzt ist was mit mir, und ich erlaube mir ausnahmsweise mal, an niemand anderen zu denken. Ich werde mich so lange in meinem Elend suhlen, wie ich will. Nur liegen und mich selbst ausgiebig bemitleiden. Trinken, schlafen, hadern. Weinen. Immer wieder weinen. Um das, was war und nun weg ist. Um meinen Mann weinen. Um meinen Status weinen. Um mein Leben. Einfach weinen. Und trinken. Und weinen. In Dauerschleife. Nicht denken. Wozu auch? Macht es ja nicht besser.

Einen ganzen Tag halte ich durch. Ich saufe. Ich weine. Aber ich kann nicht aufhören zu denken. Trotz all des Weins. Mein Kopf lässt sich nicht abschalten.

Meine Gedanken bleiben. Da oben herrscht das Chaos. Benebelt durch den Alkohol. Egal, wie viel ich trinke, es hört nicht auf. Mein Hirn schreit mich an. Schreit: allein, allein, allein. Verlassen. Sitzen gelassen. Ausgemustert. Abgelegt. Zum Glück schlafe ich zwischendurch immer wieder ein. Ich kann mich nicht er-

innern, wann ich zuletzt so viel getrunken habe. Ich bin eine Frau, die nicht gern die Kontrolle verliert. War ich nie. Schon deshalb halte ich mich mit dem Alkohol gewöhnlich zurück. Jetzt ist die Kontrolle sowieso verloren. Das ist wahrscheinlich das, was mir die größte Angst macht. Werde ich je wieder Kontrolle über mein Leben haben? Ich fühle mich ausgeliefert. Ich habe das Gefühl, das Ruder aus der Hand gegeben zu haben. Aber hatte ich je das Ruder in der Hand, oder bin ich einfach nur mitgefahren? Habe mich mittreiben lassen? Stecke ich in einem Strudel, der mich einfach irgendwohin spült?

Es ist, als hätte jemand eine gigantische Kapuze über mein Leben gezogen. Ich bin ohne jede Orientierung. Sollte ich rausgehen und kämpfen? Um Knut? Um mein Leben? Um meine Ordnung? Um meine ruhigen Gewässer? Es gibt Menschen, die Herausforderungen lieben. Ich habe nie wirklich dazugezählt. Ich brauche keine Herausforderung, ich mag es berechenbar. Schon immer. Ich würde nie Bungee-Jumping machen. Risiko ist nicht meins. Wozu auch? Das Leben an sich hat doch genug davon. Diese Menschen, die immer noch einen Kick brauchen, sind mir suspekt. Ich habe es gern gemütlich. »So wie immer« ist für mich nichts Schlechtes. Im Gegenteil. Man kann es langweilig finden. Aber Langeweile hat auch was. Etwas unglaublich Beruhigendes. Jetzt stehe ich ungewollt vor einem Berg von Herausforderungen. Nichts ist mehr, wie es sein sollte. Ich habe mit so etwas einfach nicht gerechnet. Wie kann er mir das antun? Was gibt ihm das Recht?

Nina. Nina. Nina. Möge sich der Boden auftun und diese Tussi verschlingen. Ich kenne sie nicht und wünsche ihr doch nur das Allerschlimmste. Eine grässliche Krankheit, einen Unfall, egal. Irgendetwas, was sie verschwinden lässt. Was bildet sich diese Nina ein? Will sich hier in mein gemachtes Nest setzen. Ohne jede Vorleistung. Eine Scheißabstauberin. Was für eine saublöde Kuh. Ich hasse sie, ohne sie zu kennen. Wenn ich nur einen Hauch von Antrieb hätte, würde ich ihr das Leben zur Hölle machen. Ihr überall auflauern. Ihr personifiziertes schlechtes Gewissen werden. Wie in einem Horrorfilm. An jeder Ecke, in jeder Situation auftauchen. Überall mein Gesicht. Anklagend. Bis sie aufgibt. Verschwindet.

Kurz frage ich mich, ob das souverän wäre? Nein. Mit Sicherheit nicht. Aber wen interessiert in meiner Situation Souveränität? Wenn man alles verliert, muss man dabei nicht souverän bleiben. Hilft doch nichts. Macht es nicht leichter. Außer vielleicht den Außenstehenden. Niemand will ein verzweifelt Etwas sehen. Das macht verlegen. Die meisten wissen nicht, wie sie damit umgehen sollen. Niemand will sich mit Kummer umgeben. Niemand will mit in den Abgrund gezogen werden.

Nina, du fiese, miese, kleine Schlange. Hoffentlich funktioniert sein Unterleib bei ihr nicht. Da gab es in den letzten Jahren immer mal kleine Ausfälle. Ein Penis, der nicht funktioniert, wie er soll, ist für Männer wahrscheinlich der größtmögliche GAU. Noch vor Haarausfall. Aber wenn es mal nicht lief, er ihn nicht hochbekommen hat, hat er mir immer das Gefühl ge-

geben, dass es meine Schuld ist. Dass ich mir nicht genug Mühe gebe. Und ich habe das irgendwie auch immer gedacht. Ich törne ihn halt nicht mehr an. Er begehrt mich nicht mehr. Ist es das? Regt sich bei dieser Nina einfach mehr? Verwechselt er das mit Liebe? Erektion = Begierde = Liebe. Liebt er diese Frau? Oder ist es nur der Sex? Wie die wohl aussieht? Bestimmt zart. Mit Riesenbrüsten. Darauf steht Knut.

Ich bin vieles, aber nicht zart. Was gar nichts mit meinem Gewicht zu tun hat. Es ist eine Frage der Statur. Genetische Disposition. Ich bin kompakt, ohne dick zu sein. Da hat Knut immer viel Wert drauf gelegt, auf meine Schlankheit. Weil wir ja auch für etwas stehen. Als Repräsentanten des Autohauses. Als ob irgendein Auto weniger verkauft würde, wenn ich ein paar Pfund mehr wiegen würde. Knut ist im Alter eitler geworden, und diese Eitelkeit schließt mich mit ein. »Du bist die Frau an meiner Seite!«, hat er neulich mal gesagt. Da hat er doch längst gewusst, dass ich das nur noch auf dem Papier bin. Hatte längst seine Nina. Wusste, dass meine Tage gezählt sind.

Seit einigen Monaten tönt er sein Haar. Das, was noch da ist. Heimlich. Der Idiot denkt tatsächlich, ich hätte es nicht gemerkt. Und er rasiert sich die Brust. Das hätte mich misstrauisch machen sollen. Hat es aber nicht. Ich dachte, es ist einfach eine kleine Mid-life-Crisis. Habe ihn gefragt, wozu er sich die Brusthaare entfernt. »Das mache man jetzt«, hat er nur geantwortet und sich gleich auch noch die Schamhaare rasiert. »Nacktschnecke«, habe ich gesagt und »wenn die Hecke weg ist, sieht das Haus größer aus«. Dann habe ich gelacht. Er nicht. Er war beleidigt. War das

grob von mir? Möglicherweise. Aber ich war einfach so erstaunt. Wusste nicht, was das sollte. War so unglaublich arglos. Fand es tatsächlich irgendwie fast schon lustig. »Ich gehe halt mit der Zeit. Macht heute jeder«, hat er geantwortet. Ich hätte mich fragen sollen, woher er weiß, was jeder macht. Was man so hat und macht, ist für Knut schon immer wichtig gewesen. Spätestens da hätte ich es wissen müssen. Rasierte Schamhaare bei einem fünfzigjährigen Mann, der seit zwanzig Jahren verheiratet ist? Macht man jetzt? Was für ein Scheiß. Macht man, wenn man was Jüngeres am Start hat. Nina. Man vögelt ja auch gerne mal was Jüngeres. Macht man jetzt auch. Und irgendwie kann ich das sogar verstehen. Jung sieht besser aus. Ist weniger vom Verfall gezeichnet. Jung signalisiert Vitalität. Aber: Was versprechen sich die Knuts dieser Erde davon?

Einen Kick? Einen Booster für ihr Leben? Denkt er, diese Vitalität ist ansteckend? Was Virales? Oder glaubt er tatsächlich, dass er durch eine junge Frau selbst jünger wirkt? Ist es so entsetzlich profan? Ja, ich denke, das ist es. Profan. Und entsetzlich. Für mich vor allem. Sind das die typischen Wechseljahrserscheinungen bei einem Mann? Ist das etwas, was sich von selbst wieder erledigt? Muss man es nur aushalten? Abwarten, bis es vorbei ist? Geht es, wie es gekommen ist? Ist es eine Phase?

Es ist 23 Uhr, und ich liege noch immer. Wenigstens das Trinken habe ich vorübergehend eingestellt. Die leere Weinflasche steht wie ein Mahnmal auf meinem Nachttisch. Ein Kaffee würde mir guttun. Aber um 23

Uhr Kaffee zu trinken, macht wenig Sinn. Besser wäre ein Wasser. Aber wozu? Um den Kopf klarzukriegen? Was soll ich mit einem klaren Kopf? Damit der mich dann belästigt. Warum nicht noch ein Fläschchen Wein? Dafür muss ich aufstehen. Egal. Ich gehe Richtung Keller. Das Haus ist dunkel. Niemand weit und breit. Kein Knut. Ich schaue ins Kinderzimmer, das während Annas Abwesenheit auch als Gästezimmer dient. Eigentlich lächerlich, denn wir haben nie Übernachtungsbesuch. Aber wir wären gerüstet, wenn es denn mal so wäre. Vielleicht hat er sich hier hingelegt? Nichts, das Bett ist unberührt. Unberührt. Das ist nun auch mein Schicksal. Aber damit könnte ich vielleicht noch leben. Aber unberührt und ungeliebt? Unbegehrt? Ungewollt? Ich will den Rahmen meines Lebens zurück. Will diese Unsicherheit nicht. Will all diese »un«-Vorsilben nicht. Ich will wissen, wie mein Leben morgen ist. Und übermorgen. Ist das nicht auch Sinn der Ehe? Lautet so nicht die Abmachung? Kann ein Vertrag einseitig gekündigt werden? Schnappe mir eine Flasche Wein und den Öffner und gehe zurück ins Bett. Ich habe das Gefühl, das Bett ist der einzige Ort, an dem ich momentan existieren kann. Die Welt da draußen ist voller Tatsachen. Tatsachen, die ich nicht sehen und nicht hören will. In meinem Bett ist die Welt besser. Kleiner. Überschaubarer. Der Wein ist zu warm, aber es ist mir egal. Genuss ist nicht mein Begehrt. Ich öffne die Flasche und nehme einen großen Schluck. Meine zweite Nacht allein im Bett. Seit Jahrzehnten schlafe ich nicht allein. Und wenn es tatsächlich mal so war, wusste ich, dass es eine Ausnahme ist. Jetzt ist es mein neuer Dauerzustand. Die eine Betthalf-

te ist leer. Ich könnte mal auf der anderen Seite liegen. Ich muss ab sofort nur noch eine Decke und ein Kissen beziehen. Gibt es etwas Trostloseres als ein Bett, das halb bezogen ist? Gibt es etwas Eindeutigeres? Ein halb bezogenes Bett ist ein Statement. Eine Absage an alles. Eine Form der sexuellen Kapitulation. Ein Eingeständnis der Einsamkeit.

Darauf noch einen Schluck. Und noch einen. Überlege, ob ich mein Handy anmache und gucke, ob jemand geschrieben hat. Vielleicht hat sich Knut gemeldet? Vielleicht sorgt er sich. Wenn er sich sorgt, dann liegt ihm was an mir. Das wäre ein Indiz. Ein Zeichen. Aber wenn nicht? Ich lasse es aus. Habe Angst vor dem großen Nichts. Keine Nachricht wäre auch ein Zeichen. Dann wäre jedwede Hoffnung weg. Lieber Ungewissheit als das. Auf diese Entscheidung, die man feige nennen könnte, noch einen Schluck. Die Flasche ist schon wieder halb leer. Mein Magen mag den neuen, heftigen Alkoholkonsum nicht. Egal, er wird sich daran gewöhnen. Ich könnte etwas essen. Aber ich habe keinen Hunger. So gar nicht. Erstaunlich, ich bin sonst eine Frau, die gerne isst. Sogar sehr gerne. Die paar Kalorien kann ich auch trinken. Habe mich ja die letzten Jahre mit dem Alkohol sehr zurückgehalten. Noch zwei kleine Schlucke. Schmeckt mir das? Eher nicht. Als die Flasche leer ist, überlege ich kurz, ob ich mir eine weitere hole. Genau das tue ich. Ich finde im Keller noch eine Tüte Chips. Erstaunlich. Ich kaufe keine Chips. Knut schon gar nicht. Er ist sehr diszipliniert. Jedenfalls was das Essen angeht. Man muss auf seinen Körper achten, hat er mir oft genug gesagt. Er ist im Alter eitler als früher. Wozu sollte ich jetzt noch

auf meinen Körper achten? Das Thema hat sich ja nun so was von erledigt. Mein Körper ist aus dem Rennen. Ausgemustert. Wen sollte der jetzt noch interessieren?

Obwohl ich keinerlei Hunger verspüre, schnappe ich mir die Chips und eine weitere Flasche Wein.

Wie gut Chips schmecken können, hatte ich fast vergessen. In Verbindung mit Wein geradezu fantastisch. Ich esse sie im Bett, die Krümel sind mir egal. Irgendwie ist mir im Moment alles egal. Was soll ich mich in meinem Zustand über ein paar Krümel aufregen? Wenn das große Ganze aus den Fugen ist, kann man sich nicht mit Belanglosigkeiten aufhalten. Wozu auch? In diesem Bett bin nur ich, in diesem halb leeren Bett. Werde nur ich sein. Gegenwart und Zukunft.

Ich bin Single.

Bin ich das wirklich? Ist das schon entschieden?

Scheiße. Ich wollte nie mehr Single sein. Ich habe mich mal für die Ehe entschieden, und ich habe diese Entscheidung auch nie groß angezweifelt. Ja, ich war nicht immer begeistert. Aber ist das nicht normal? Die Langstrecke birgt Risiken, bringt es mit sich, dass man mal hadert. Mal eine Durststrecke hat, mal genervt ist. All das ist quasi »all inclusive«. Aber Trennung war nie auch nur eine Option. Ich habe eine Trennung nie in Erwägung gezogen. Ich bin immer eine Frau gewesen, die zu ihren Entscheidungen steht. Ich habe dieses »in guten wie in schlechten Zeiten« ernst genommen. Gar nicht infrage gestellt. Ich bin eine verbindliche Frau. Ich mag Verbindlichkeit. Jetzt bin ich Single. Allein ist die unschöne Übersetzung. Single klingt weitaus besser. Klingt frei. Ungebunden, aber in positivem Sinne. Single klingt nach Spaß, nach Lebensfreude. Aber was

soll daran gut sein? In meiner momentanen Lage gar nichts. Ich bin alleine. Und ich weiß nicht, was kommt. Ich drehe mich gedanklich im Kreis. Immer wieder. Versuche zaghaft, der Sache irgendwas Gutes abzугewinnen. Nur – mir fällt nichts ein. Frei und ungebunden? War ich bis vorgestern unfrei? Ist gebunden sein etwas Schlechtes?

»Sag mal, geht's eigentlich noch?«, weckt mich eine Stimme. Eine mir sehr bekannte Stimme. Knut. Er steht vor meinem Bett. Nach »Oh, ich habe mich gerirrt – vergiss, was ich je gesagt habe, ich liebe dich noch immer« hört sich das nicht an. Mehr nach: Spinnst du? Was soll das? Du bist eine Zumutung!

Es ist mir peinlich, dass er mich so, in diesem erbärmlichen Zustand, sieht. Ich kann mir vorstellen, wie desaströs ich wirke. Auf meinem Nachttisch der Wein. Und leere Flaschen. Als wäre das hier der Altglascontainer des Viertels. Ich liege völlig zerknautscht in einem Meer aus Chipskrümeln. Abgeschminkt habe ich mich auch nicht. Aber spielt das jetzt eine Rolle? Oder kann er ruhig sehen, dass mich das fertigmacht? Soll er das Leid, das er angerichtet hat, vor Augen haben? Oder ist das armselig, eine demonstrative Bestätigung seiner Entscheidung? Sollte ich nicht versuchen, glamourös und entspannt zu sein, um ihn davon zu überzeugen, dass er aufs falsche Pferd setzt? Ist das nicht in Filmen immer so, dass die verlassene Ehefrau auf einmal zur wunderschönen Versuchung mutiert, sich Haare und Nägel richten lässt, auf einen Schlag zehn Kilo leichter ist und der Ehegatte merkt, was er für einen furchtbaren Fehler gemacht hat?

»Mal ehrlich, das ist doch keine Lösung. Du kannst doch nicht dein Telefon ausschalten und einfach abtauchen. Wie stellst du dir das vor? Ganz ehrlich, das ist irgendwie ja fast asozial, wie du da liegst!«

Asozial. Sagt Knut. Der Mann, der mir gestern, oder war es vorgestern, en passant gesagt hat, dass er mich von heute auf morgen verlässt. Wie kann so jemand dieses Adjektiv überhaupt in den Mund nehmen? Wenn hier einer asozial ist, dann bin nicht ich es.

»Verpiss dich!«, antworte ich. Wenn schon asozial, dann mit allem Drum und Dran. Was fällt dem ein? Ich wusste, dass Knut ein Arschloch sein kann, aber der Ton geht gar nicht. Hat der kein Mitleid? Keinen Anstand? Ist er schon so weit weg? Mental? Hat er mich längst abgeschrieben? Schon vor Jahren ausgemustert? Bin ich nur noch irgendetwas, was im Weg ist? Was man entsorgen muss. So wie eine leere Weinflasche. Möglichst ohne jedweden Widerstand. Unauffällig.

Er sieht fast angeekelt aus, so, als wäre ich in meinem momentanen Zustand die absolute Bekräftigung für seinen Entschluss: »Steh auf und lass dich nicht so gehen. Wir müssen einiges besprechen, und du hast einen Job! Wie stellst du dir das vor? Wir sind erwachsene Menschen, ich bitte dich. Ulrike. Wir sind doch nicht die Ersten, die sich trennen, und sicher auch nicht die Letzten.«

Ich ziehe mir die Decke über den Kopf. Ich will das nicht hören. Es soll aufhören. Ich will nicht erwachsen sein. Ich will mir gar nichts vorstellen. Wozu?

»Wenn du so albern sein willst, gut. Ich erwarte dich morgen im Autohaus. Aber bitte nicht in diesem Zu-

stand. Das ist ja katastrophal. Das sind ja desaströse Zustände. Und morgen Abend reden wir. In aller Ruhe. Heute kannst du dir noch mal eine Auszeit nehmen.«

Wie großmütig. Sollte ich jetzt artig »vielen Dank« sagen? Denkt der, ich wäre seine Angestellte? Was ich de facto ja sogar bin. Was ist das für ein Ton? Ich antworte nicht. Der große Knut hat gesprochen. Albern! Ja, man kann das durchaus albern finden. Oder auch verzweifelt. Das würde es sicher eher treffen. Das ist es, was ich bin. Verzweifelt. Verstört. Nicht desaströs. Was bildet der sich ein? Habe ich überhaupt ein Mitspracherecht? Darf auch ich eine Meinung haben? Fühle mich zu der Demütigung auch noch entmündigt. Muss ich darauf antworten? Erwartet er tatsächlich eine Antwort? Ich bleibe unter der Decke. Ist wirklich albern, aber ich will ihn nicht sehen und will auch nicht, dass er mich sieht. Fühle mich mal wieder wie eine Dreijährige, die denkt, wenn sie sich die Hände vors Gesicht hält, ist sie unsichtbar. Knut knackt mit den Fingern. Ich muss es nicht sehen, ich höre es. Er weiß, dass ich das hasse. »Ich nehme das hier mal mit, und wir sehen uns morgen. Das hat doch so keinen Sinn. Sei doch vernünftig, bitte!«, lenkt er ein. Ich will schreien »Sei du verdammt noch mal vernünftig, du hormongesteuertes Arschloch«, aber ich mache keinen Mucks. Merke, wie in mir die Tränen aufsteigen. Will nicht schon wieder weinen. Will, dass all das nie gesagt wurde. Will keine weiteren Verletzungen. Will geliebt werden. Ist das zu viel verlangt?

Ich höre die Schlafzimmertür ins Schloss fallen und hebe die Decke. Er ist weg. Die leeren Flaschen und

die angebrochene auch. Und die zerknüllte Chipstüte. War das nett? Fürsorglich? Liebevoll? Liegt ihm doch noch was an mir? Hätte er es sonst nicht stehen gelassen? *Das* zu denken ist jetzt wirklich albern, denke ich. Hat er recht? Führe ich mich total blöd auf? Sollte ich mich am Riemen reißen und mich dem Leben – meinem neuen Leben – stellen?

Vermutlich sollte ich das. Das ist das, was in solchen Situationen erwartet wird. Aber ich kann nicht. Und ich will nicht. Ich will nicht morgen früh im Autohaus stehen und gute Miene zum bösen Spiel machen. Will nicht so tun, als wäre nichts. Ich will mich nicht morgen Abend vernünftig zusammensetzen und reden. Ich will gar nicht über etwas reden, was ich nicht will. Drüber reden heißt ja auch, etwas als gegeben zu akzeptieren. Sich der Situation stellen. Einer Situation, die man weder will noch heraufbeschworen hat.

Warum hat er nicht einmal gefragt, wie es mir geht? Wie ich mich fühle? Warum hat er mich nicht in den Arm genommen? Geht das alles an ihm einfach spurlos vorbei? Ist er nicht wenigstens ein klitzekleines bisschen traurig? Müsste es ihn nicht sehr bedrücken, mich so zu sehen? Wo ist sein Gewissen?

Ignoriert und verschmäht. Nicht begehrt. Asozial. Lästig. Desaströs. Das bin ich. Wozu sollte so jemand überhaupt noch aufstehen?

Immerhin traue ich mich, mein Handy anzumachen. Elf verpasste Anrufe. Neun neue Nachrichten bei WhatsApp. Die meisten sind von Knut.

- »Geh doch mal ans Telefon!«
- »Das ist blöd gelaufen.«
- »Ulrike! Wir müssen reden.«

»Du kannst dich nicht einfach krankmelden!«

»Ulrike, jetzt geh ran.«

Immerhin hat auch er gemerkt, dass es blöd gelaufen ist. Sofort keimt eine Art von Hoffnung in mir auf. Ist da so was wie Reue rauszuhören? Spurenelemente von Bereuen sogar? Was meint er mit blöd gelaufen? Seine kurze und emotionslose Schlussmach-Arie oder unsere Ehe? Oder sogar seine Entscheidung? Ich weiß, dass ich mich an einen vermeintlichen Strohalm klammere, aber ich kann nicht anders. Zu schwer zu glauben, dass es das wirklich gewesen sein soll. Nach all den Jahren, nach dem, was wir zusammen erlebt haben, zusammen erreicht haben. Das ist doch nicht nichts. Das kann man doch nicht so einfach mit ein paar lapidaren Sätzen auslöschen.

Sieben der verpassten Anrufe sind ebenfalls von Knut. Einer von Geli, meiner Freundin. Ich kenne sie noch aus der Schule. Sie ist meine älteste Freundin, wohnt aber nicht gerade um die Ecke, sondern knapp dreihundert Kilometer entfernt. Wir sehen uns eher selten, sie hat vier Kinder und wenig Zeit. Aber unsere Verbundenheit hat ein tiefes Fundament. Wir müssen uns nicht oft sehen, um dennoch vertraut miteinander zu sein. Wir sind es. Die Basis ist stabil. Egal, wie selten wir uns treffen. Bald habe ich ja sehr viel mehr Zeit, denke ich, und der Gedanke klingt schön, ist aber bitter und unendlich traurig.

Einer der Anrufe ist von Susanne aus dem Autohaus. Eine Kollegin, die fast Freundinnenstatus hat. Fast, weil Knut es nicht für gut hält, wenn ich mich mit Kollegen anfreunde. »Sie sind, das darfst du nie vergessen, Ulrike, meine Angestellten. Da vermischen

sich dann Dinge, und es führt zu nix Gutem. Die denken dann, nur weil sie mit der Frau des Chefs befreundet sind, sie hätten irgendwelche Prioritäten. Das schafft schnell böses Blut untereinander, und das wollen wir ja vermeiden.« Knut sagt gerne *wir*, meint aber meistens *ich*.

Jetzt kann ich mit Susanne befreundet sein, schießt es mir durch den Kopf. Wieso habe ich mir vorschreiben lassen, mit wem ich Freundschaft schließen darf? Aber so war es. Knut hat bestimmt. Ich habe mich gefügt. Ohne es infrage zu stellen. Er dirigierte mein Leben. Imperfekt. Dirigierte. Ich habe in der Vergangenheitsform gedacht. Das erste Mal. Knut ist Geschichte. Vergangenheit. Nein, nein, nein, korrigiere ich mich selbst. Das ist eine Phase. Er hat eine Krise. Er braucht mehr Bestätigung. Normal bei Männern in dem Alter. Die wollen es noch mal wissen. Das ist nichts Besonderes, ganz im Gegenteil, geradezu Standard. Klischee.

Überlege, ob ich Geli zurückrufe. Sie könnte die perfekte Ratgeberin sein. Sie kennt mich, hat aber eine gewisse Distanz. Sie ist klug und beziehungserprobt. Geli und ihr Mann Norbert sind seit Ewigkeiten zusammen. Er ist ihr erster fester Freund gewesen, und sie sind zusammengeblieben. Ich glaube, sie hatte nie Sex mit jemand anderem. Geli und Norbert sind eine Einheit. Dieses extrem Symbiotische war mir oft suspekt, vielleicht zum Teil aus Neid. Waren Knut und ich je eine solche Einheit? Ich glaube nicht. Ein Paar, ja. Nach außen hin vielleicht sogar eine Einheit. Aber drinnen – in uns – eher nicht.

Die übrigen beiden Anrufe sind von meiner Mutter. Sie lässt sich nicht gerne abfertigen. Zurückweisen.

Kann ich verstehen, aber sie anzurufen, schaffe ich jetzt nicht. Ich habe Angst, in Tränen auszubrechen. Angst, dann ihren Kommentar zu der »Sache« zu hören. Ich ahne, was sie sagen wird. »Ulrike, das gibt es halt. Das hält man aus. Das erledigt sich von selbst. Da muss man drüberstehen.«

Schön wäre es. Aber Knut hat keine Affäre, die sich einfach so erledigt. Bei der man wegguckt, sich wegduckt und die, so wie sie aufgetaucht ist, auch wieder verschwindet. Knut hat Nina. Fucking Nina. Knut will, dass Nina mehr ist als eine Affäre. Jedenfalls nehme ich das an. Hätte er sonst was gesagt? So oder so, mich will er nicht mehr. Er will mich nicht. Wieder und wieder sage ich mir das. Er will mich nicht. Ich bin aus dem Rennen. Außerdem: Würde ich es schaffen, mich wegzuducken? Es vorbeiziehen zu lassen? Es auszusitzen? Einfach abwarten, bis sich Nina erledigt hat. Oder auf einmal ersetzt wird durch Laura. Oder Lisa. Oder welche Dreißigjährige auch immer. Will ich das? Könnte ich das? Ich kann teilen, aber ob das meinen Ehemann mit einschließt, bezweifle ich.

Ich schicke meiner Mutter eine Nachricht. »Hektik, melde mich die Tage, Kuss!« Seit einigen Monaten benutzt sie WhatsApp, und seither ergießt sich eine Emoji-Flut über mich. Auch diesmal. Ein schnaubender Smiley. Und ein lila Teufelchen. Ein Blitz. »Für seine Mutter nimmt man sich immer Zeit!«, steht dahinter. Normalerweise hätte ich jetzt schon die Nummer gewählt. Meine Mutter schafft es noch immer, mich einzuschüchtern. Aber momentan gibt es Dinge, die mich noch sehr viel mehr einschüchtern. Dagegen wirkt meine Mutter nachgerade harmlos. Schrecken

relativiert sich im Angesicht des größeren Schreckens. Und wie hat mein Vater immer gesagt: »Nie mehrere Kriegsschauplätze eröffnen.« Mein Vater. Was der wohl sagen wird? Im Zweifelsfall zuckt er mit den Achseln.

Mein Vater ist kein Mann, der gerne über Gefühliges (so nennt er alle privateren Themen) redet. Er findet, dass man »so was« mit sich selbst ausmacht. Außerdem mag mein Vater Knut. »Der Mann hat Biss. Willen. Der geht seinen Weg!«, hat er zu mir gesagt, nachdem ich ihm Knut vorgestellt habe. Damals war Knut Autoverkäufer. Kein Beruf, bei dem meine Eltern aus vollem Herzen laut Hurra geschrien hätten. Ein Akademiker wäre was gewesen. Am liebsten Arzt oder Jurist. Oder zumindest Ingenieur. Zur Not auch noch Lehrer. Das hätten sie angemessen gefunden. Immerhin hat auch mein Vater ein Studium absolviert. Er ist Betriebswirt. Ich komme also, wie meine Eltern gerne betonen, aus einem Akademikerhaushalt. Auch wenn meine Mutter nach der Realschule eine Lehre gemacht hat. Sie ist Bürokauffrau. Hat direkt nach Abschluss der Lehre geheiratet und nie in ihrem Beruf gearbeitet. Wozu auch? Da war ja mein Vater. Und dann die Kinder. Erst ich, acht Monate nach der Heirat, und dann meine beiden Brüder und hintenraus noch meine kleine Schwester. Eine Nachzüglerin. Nicht geplant, wie meine Mutter offen zugegeben hat.

Ein Autoverkäufer? Für ihre Älteste, die ja immerhin Abitur gemacht hat. Für so einen Autoverkäufer hätte ja auch ein Realschulabschluss gereicht. Vielleicht sogar Hauptschule. Man orientiert sich nach oben. Nicht nach unten. Meine Eltern, vor allem mei-

ne Mutter, waren zunächst enttäuscht von meiner Wahl. »Da wäre doch mehr drin gewesen!«, war ihr Kommentar. »Du bist keine Schönheit, aber du kannst dich herrichten.« Wenn sie mich jetzt und hier sehen würde. Herrichten? Zurichten wäre treffender. Meine Mutter hat nie ein Blatt vor den Mund genommen. Feinfühligkeit ist keine ihrer Kernkompetenzen. Aber sie hat recht. Ich bin keine Schönheit. Apart vielleicht, manchmal sogar hübsch, aber schön – nein. Mich hat dieser Satz meiner Mutter damals sehr verletzt. Obwohl ich ja selbst Augen im Kopf habe. Ich weiß, wie ich aussehe. Ich kenne meine Möglichkeiten, aber eben auch meine Grenzen. Allerdings habe ich damals naiv angenommen, dass die eigenen Eltern einen immer schön finden. Einfach aus lauter Liebe. Und genau das habe ich meiner Mutter auch gesagt. In all meiner Gekränktheit. »Ulrike«, hat sie geantwortet, und ich werde diesen Satz nie vergessen, »Liebe ist auch Wahrheit. Das eine sollte das andere nicht ausschließen.« Liebe ist auch Wahrheit? Der Satz hat mich beschäftigt. Stimmt das wirklich? Liebe sollte wahr sein, wahrhaftig, aber Liebe ist Wahrheit? Braucht Liebe Wahrheit? Oder hat Wahrheit schnell etwas Destruktives? Etwas Verletzendes? Offenheit ja, aber Wahrheit? Waren Knut und ich offen miteinander? War unsere Liebe wahr?

Lange Zeit habe ich mich über die Aussage meiner Mutter gerämt. Gedacht, sie fände mich hässlich. Kein gutes Gefühl. Vielleicht ist mir deshalb bis heute Bestätigung so irrsinnig wichtig. Ich will gefallen. Egal, wem. Komplimente sind mein Lebenselixier. Ich bin geradezu süchtig danach. Und ich achte auf mich.

Richte mich her, so gut es eben geht. Letztes Jahr habe ich mir die Augen machen lassen. Die Hängelider straffen. Ich sah immer müde aus. Angestrengt. Man darf durchaus angestrengt sein, aber man soll es bloß nicht sehen. Anstrengung soll privat bleiben. Geht andere nichts an. Niemand will mit Anstrengung belästigt werden. So, wie man auf ein »Wie geht's?« tunlichst antwortet: »Gut.« Niemand will etwas anderes hören. Zweitausendfünfhundert Euro hat es gekostet, die Anstrengung aus meinem Gesicht zu tilgen. Aber nicht aus meinem Leben. Anstrengung steckt in einem, das kann man nicht wegoperieren. Das Gefühl bleibt, egal, wie straff die Lider sind.

Seitdem kann ich wieder Lidschatten verwenden. Ohne jede Anstrengung.

Denke darüber nach, ob ich Geli anrufen sollte. Aber irgendwas in mir will nicht über all das reden. Will keine vernünftigen Ratschläge. Keine Kommentare. Ich werde den Tag heute noch im Bett verbringen und mich morgen dem Ganzen stellen. Ich werde ins Büro gehen. Ich werde mit Knut reden. Aber heute, heute gehört noch mir und dem Schmerz. Heute darf ich mich noch suhlen. In meinem Kummer. In meiner Erniedrigung. In all dem nicht selbst gewählten Elend. Gehe kurz in die Küche und trinke eine halbe Flasche Wasser auf ex. Ex. Ich bin eine Ex. Egal, was ich tue, alles erinnert mich an diese beschissene Tatsache. Ist es tatsächlich eine Tatsache? Nein. Nein. Nein. So weit bin ich nicht, dass ich mir diesen Gedanken erlaube. Wie ferngesteuert gehe ich Richtung Keller. Wein. Mehr Wein. Obwohl ich das Gefühl habe, dass ich ge-

nug im Körper habe. Aber mein Kopf beginnt klar zu werden, etwas, was es zu vermeiden gilt. Wenigstens heute noch. Ich will nicht klar sein. Ich will die Kapuze über der Seele. Will Schutz, Trost, ohne zu reden. Ich hole mir Wein und gehe zurück ins Bett. Immerhin stelle ich mir den Wecker. Morgen werde ich ins Büro gehen. So ist der Plan.

Um kurz vor sechs, noch bevor der Wecker klingelt, bin ich wach. Mein Kopf dröhnt. Kein Wunder. Die Flasche auf meinem Nachttisch ist fast leer. Ich habe einen fiesen Geschmack im Mund und unglaublichen Durst. Ich glaube, das nennt man Kater. Um 8 Uhr muss ich im Autohaus sein. Habe ich mit mir selbst abgemacht. Ich hätte Lust auf eine Zigarette. Erstaunlich, denn ich rauche seit zwanzig Jahren nicht mehr. Nicht weil ich es nicht mochte, sondern weil ich schon immer so irrsinnig vernünftig war. Nur, wohin hat mich diese Vernunft geführt?

Ich werde mir ein Päckchen kaufen. Nachher auf dem Weg ins Büro. Als Belohnung dafür, dass ich mich dorthin wage. Ich fürchte mich vor dem Moment, in dem ich »unser« Autohaus betrete. Fürchte mich vor den Blicken der Mitarbeiter. Würde sehr viel lieber einfach liegen bleiben. Mein Bett fühlt sich an wie ein Kokon. Eine Schutzhülle. Wenn ich aufstehe, war es das mit dem Schutz.

Tue es trotzdem und bin unglaublich stolz auf meine Willenskraft. Beim Blick in den Badezimmerspiegel erschrecke ich mich. Was zwei Tage anrichten können. Zwei Tage weinen. Zwei Tage trinken. Ein absoluter Verfallsbeschleuniger.